

Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

Humbug.

Von Wilhelm Seydich.

Mr. Hoppelcomb, Chef der Hoppelcomb Whole Sale Company, New York, überreichte gerade in seinem Privattonor den Reklamefonds seines neuesten Schlagers, mit dem er in den nächsten Tagen das beste Geschäft seines Lebens machen wollte, als plötzlich von draußen ein leiser Pfiff hereinlang, der ihn verwundert von seiner Arbeit aufschauend ließ. Gleich darauf sah er in einem der gegenüberliegenden Fenster seine Tochter Sissy erscheinen, die eifrig mit den Fingern nach der nächsthöheren Etage hinaufzutelegraphieren begann und augenscheinlich sofort Anschluß erhalten zu haben schien, denn sie lachte und nickte mehrmals eifrig mit dem Kopfe.

Eine Zeitlang sah Hoppelcomb diesem Treiben verwundert zu, ohne es sich erklären zu können. Dann aber fiel ein Verdacht in seinem Zahlengehirn auf.

„Was soll das heißen?“ kalkuliert er. „Sollte ich da zufällig auf eine Gefahr gestoßen sein, die hinter meinem Rücken im Auge war? Da wollen wir doch gleich mal sehen, was das ist. — Wer sitzt hier über mir? Der junge Tomson? Sehr gut, dem ist solch eine Frechheit zuzutrauen. Wir wollen die Sache umgehend klarsstellen.“

Kurz entschlossen ergreift er das Telephon und ersucht Mr. Tomson, sich unverzüglich herunterzubewegen. Und als er gleich darauf wieder zum Fenster hinaussah, tonfatierte er mit Befriedigung, daß seine Kombination richtig gewesen, denn Sissy verschwand mit einer bedauernden Handbewegung von ihrem Posten.

Als Mr. Tomson gleich darauf in das Kontor trat, war Hoppelcomb mit seinem Entschluß schon fertig.

„Mr. Tomson“, redete er den Sünder an, „gefallen Sie mir die neugierige Frage, zu welchem Zweck Sie eigentlich engagiert habe — als Abteilungschef in meinem Magazin oder daß Sie meiner Tochter den Kopf verdrehen?“

„Oh“, erwiderte Tomson, schnell gefaßt, „sollte ich das letztere wirklich getan haben, Mr. Hoppelcomb?“

„Ich glaube, es aus gewissen Anzeichen entnehmen zu können“, nicht Hoppelcomb trocken, indem er einen bezeichnenden Blick auf das gegenüberliegende Fenster richtete. Dann fuhr er geschäftsmäßig fort: „Ich halte Sie natürlich für zu intelligent, Mr. Tomson, als daß ich annehme, Sie hätten jemals mit meiner Zustimmung in dieser Angelegenheit gerechnet. Es wird sie also auch nicht überraschen, wenn ich Sie hiermit überfahre, sich an der Kaffe Zyr Gehalt auszahlen zu lassen und sich fortan als von mir unabhängig zu betrachten. — Haben Sie mich verstanden?“

„Ja wohl, Mr. Hoppelcomb. Sie haben ziemlich klar gesprochen, dank ich.“

„All right, dann sind wir also einig und haben uns nichts weiter zu sagen. Herr Adieu! Ich wünsche Ihnen gutes Vorwärtkommen — wo anders.“

„Danke. Ich Ihnen auch, Mr. Hoppelcomb. Empfehle mich.“

Und Jimmy Tomson marschierte hinaus, wie er gekommen war — nur um ein gut Teil weiniger zufrieden.

„Was geht?“ dachte er, als er auf der Straße stand. Er wurde etwas gedrückt, als er seine momentane Lage überdachte. Stellunglos, ohne Geld und noch dazu verliebt in die Tochter eines Mannes, der ihn eben vor die Tür gesetzt hatte. Es war zum Verzweifeln tröstlos und niederdrückend.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und bummelte in trübem Gedanken den Broadway abwärts. Es war ziemlich viel, was ihn dabei im Innern bewegte.

Was würde zum Beispiel die hübsche Sissy sagen, wenn sie von seinem kläglichen Erfolge wüßte? Würde sie ihn auch ohne Stellung weiter lieben? — Was für ein Schicksal war er doch gewesen, daß er nicht mit ihr durchgebrannt war, als sie es neulich durchaus haben wollte! — Er war zu unabhängig dazu gewesen. Er hatte erst den „Sunavit“-Kummel abwarten wollen, ehe er den entscheidenden Schritt in seiner Liebe tat. Aber das war die Straße für sein Jögern. Jetzt sah er da und konnte zusehen, wo er sich erst blühte.

Er war bei diesen Gedanken immer weiter „hinaus“ gekommen. Der Verkehr des unruhigen Broadway rüttelte um ihn her. Die Cars polterten, die Automobile brüllten, die Hoch-

bahn donnerte. Mit gellender Klingel raste eine Ambulanz vorüber. Reklamefelder grinsten von den Dächern. Sandwichmen zogen im Säufersmarsch dahin.

Die Luft war ganz erfüllt von Bluff und Humbug. Es schrie und brüllte von allen Seiten her und mit Polypenarmen griff die Reklame von den Hausdächern herunter.

„Ladies and Gents!“ heulte ein Lautsprecher ganz in der Nähe über die Straße hinweg. „Look at the „Sunavit“! the „Sunavit“! You ask what is that? Hallo, I know, but I don't say it — now!“

„Ha — „Sunavit“ — das war ja Hoppelcombs neuester Schlager, mit dem er seit Tagen ganz New York erfüllte. Den ganzen Broadway entlang rollte das Wort. Es schrie in grellen Farben von den Gebäuden und erschien des Abends auf ungeheuren Transparenten. Es wurde den Menschen gewaltig eingebläut, sie schauten, horchten, wurden nervös und neugierig, wenn sie es wieder irgendwo erscheinen sahen. Und vorläufig wußte noch niemand, was es bedeutete — niemand außer Hoppelcomb und seinen paar Vertrauensmännern, die den Humbug ausgebeutet hatten.

Wie viele Hunderttausende würde dem Allen dieser Schwindel wieder bringen, bei dessen Inszenierung Jimmy so reichlich geholfen hatte? Ach, wenn man diesem alten Gauner Hoppelcomb doch nur einen Streich spielen könnte, an den er zeitweilig denken sollte! Und wenn auch nichts weiter damit gewonnen wäre, als ihn zu ärgern, ihn hineinzujaugen, wie er selbst täglich tausend andere hineinlegte!

Anfänglich vor ohnmächtigem Zorn ging Jimmy weiter.

Doch plötzlich stockte sein müder Schritt und er starrte wie versteinert vor sich hin. Ein Gedanke war ihm durch den Kopf geschossen — nein, noch kein Gedanke, erst nur ein Witz, ein Schlag — aber der Schlag — Herrgott! — der ließ sich doch machen! Das ging doch, mit etwas Frechheit, und mit etwas Mut!

Und plötzlich brüllte Jimmy laut auf vor Entzücken, daß ihn die Leute wie einen Verirrten anstarrten. Aber Jimmy kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das er erregte. Er drückte den Hut in das Gesicht und begann plötzlich zu rennen, als ob der Teufel ihn auf den Fersen säße.

Man mußte Hoppelcombs gewöhnliche Ruhe kennen, wenn man seine damalige Raserei ermessen wollte.

„Einen Revolver!“ schrie er außer sich. „Ich schreie ihn nieder, diesen Pferdedieb! Das ist Betrug! Raubmord an meiner grandiosen Idee! Gibt es keine Gerechtigkeit in diesem Lande?“

So tobte er wie ein Wahnsinniger durch das Magazin.

Die Clerks standen untätig dabei und wunderten sich über die Verzweiflung des Chefs.

„Was gibt es denn?“ fragten sie untereinander.

Da kam eine Horde Newsboys die Straße entlang gestürzt, und ihr Gebrüll klang durch die Tür herein.

„Kauft „Sunavit“, die neue Zauberpfeife! Nach einem Geheimrezept der Königin von England! Mit Lebensgefahr aus Windsor-Castle geräubert! Verkauft von der „Tomson Sunavit Company“, 213 G. Avenue. Erhält den Teint bis in das späteste Alter! Beseitigt Runzeln, Falten, Porenvergrößerung, Schmutz, Unreinheit auf dem Gebiete der Kosmetik!“

Da ging ein Raunen durch das Magazin und Hochachtung erschien auf allen Mienen. Was für ein Zeugnis für diese Tomson! Die Hoppelcombs die teure Reklame machen und schnappte ihm dann den Braten aus der Pfanne! Was würde nur Witz Sissy dazu sagen? — Sie konnte stolz auf ihren Liebsten sein!

Und Sissy war es auch — ganz ohne Zweifel.

Sie machte sich noch an demselben Tage auf den Weg nach der G. Ave., wo Tomson ein großes Schmagazin mit den Beständen einer verpackten Seifenfabrik gefüllt hatte und ganz gewöhnliche Mandelbisse als „Sunavit“ verkaufte.

Die Leute, aufgeregt durch die Reklamefläche der letzten Tage, kamen von weither und stauten sich vor den Eingangstüren. Zwanzig Kommissarien besetzten den Gehsteig.

Hoppelcombs Projekte in den Abendblättern, in denen er den Betrag Tomsons enthüllte, nickten ihm gar nichts; sie erhöhten nur das Interesse an Jimmys Unternehmen. Ob „Sunavit“ eine neue Seife oder ein Quarkwasser war, war den New-

Yorkern sehr gleichgültig. Tomson hatte den Vogel abgeschossen, und alles lachte über den dummen Hoppelcomb, der sich von seinem ehemaligen Angestellten so elend hatte über den Ohrhaken lassen.

Hoppelcombs Mut aber erreichte ihren Höhepunkt, als er in seinem Hause einen kleinen irischen Bengel erwischte, der ein Briefchen an Sissy bei sich trug — ein Briefchen, in welchem Jimmy seinen Schatz ermahnte, standhaft zu sein; sein Geschäft ginge glänzend, und es würde ihnen sicher noch gelingen, den Alten breitzuschlagen.

„Ha, schneide dich nur nicht, my boy“, tirschte Hoppelcomb nach der Bettüre. „Ich bin nicht so leicht breitzuschlagen, wie du meinst.“

Dann ging er hin und jagte die Eltern des kleinen Liebesboten, die in seinem Hause ein elendes Kellerloch bewohnten, auf die Straße und riet ihnen, sich bei Jimmy für diesen Hinauswurf zu bedanken.

Natürlich folgten die Leute seinem Rat und klagten Jimmy ihr Leid mit großem Geschrei. Jimmy aber nahm sie lieblich bei sich auf und besprach ihnen weitestgehende Unterstützung.

Und er hielt Wort, denn am nächsten Tage wiesen zwei Schaufenster seines Magazins wal, st sensationelle Dekorationen auf.

Im ersten sah man in einem fürchterlichen Keller in Staub, Schmutz und Kasse die arme irische Familie in dem ganzen Glanz ihrer bisherigen Existenz. Darüber stand auf einer großen Tafel: „So läßt Mr. Hoppelcomb die Menschen in seinen Flatshäusern vegetieren und wirft sie dann um einer Kleinigkeit willen auf die Straße!“ — Im zweiten Fenster aber war eine hübsche neue Einrichtung mit allem Zubehör aufgebaut, und das Plakat lautete: „So sorgt Mr. Tomson für diese armen Leute, weil er mit ihrem Elend Mitleid hat.“

Den ganzen Tag über defilierten die Menschen an Jimmys Magazin vorbei und tauchten vor Begeisterung über den Philantropen Tomson mehr „Sunavit“ als zuvor. Tiefe Entzückung machte sich gegen Hoppelcomb geltend und fand in den kräftigsten Redewendungen Ausdruck. Und gegen Abend sammelte sich eine große Menge und zog in geschlossener Menge vor Hoppelcombs Haus.

„Hoppelcomb heraus!“ schrien erregte Stimmen. „Hoppelcomb soll sich rechtfertigen, sonst demolieren wir sein Magazin!“

„Laßt mich“, sagte Hoppelcomb oben in seiner Wohnung zu Frau und Tochter, die sich an ihn hingen. „Ja wohl, ich werde mich rechtfertigen! Ich werde ihn niederreden, diesen Schurken!“

Darauf streckte er seinen Geierkopf zum Fenster hinaus.

„Ladies und Gents, hier bin ich!“ rief er. „Ich bin bereit, mich zu verteidigen. — Sie sind ein großes und gerechtes Volk. Sie werden meinen Unschuldigen verdammen. — Ja, es ist wahr, ich habe jene Leute aus meinem Hause gewiesen, weil sie — von Tomson gedungen — durch unehrenhafte Heimtücke den Zwietracht in meine Familie hineintragen wollten. Tomson wollte sie benutzen, um meine unschuldige Tochter zu verführen! Soll ich solche Dinge in meinem Hause dulden? Ich habe sie ausgerottet, wie es meine Pflicht war. Und darum sage ich: Nicht ich, sondern jener Gauner, jener Betrüger Tomson ist schuldig an dem Unglück jener armen Leute!“

„Einer Augenblick war alles still. Dann aber schrie jemand unermittelt: „Rag sein. Aber Tomson ist kein Gauner, sondern ein smarter Kerl!“

„So?“ erwiderte Hoppelcomb in aufsteigerndem Erregung. „War es kein Betrug, daß er mir meine glorreiche Idee raubte? Ist es keine Schurkerei, daß er mir jetzt noch meine Tochter bestehlen will?“

„Anfinn, das ist nur Klugheit, nur Geschäft.“

„Sol und was meint ihr, daß ich tun soll?“

„Ei — gib ihm deine Tochter, wenn sie will!“

„Niemals!“ schrie Hoppelcomb mit überstürzender Stimme.

„Rag gut, dann dogottieren wir dich, Hoppelcomb“, erklärte der Sprecher der Menge feierlich. „Dann dogottieren wir dich, bis Tomson deine Tochter bekommen hat. Der Mann verdient sie und soll sie haben!“

„Mit kühlem Geschrei stimmte die Menge zu.“

Jimmy Tomson aber hatte (er) sich mit Frau und ungebundenen Kindern. Die verpackte Seifenfabrik ar-

beitete mit Wasserdampf, um den Bedarf an „Sunavit“ zu decken. Hoppelcomb aber war wirklich dogottiert. Das Publikum führte seine Drohung ernstlich durch. Keine Karte ging in Hoppelcombs Magazin.

Da hatte der Alte nun Zeit, seine Lage zu überdenken.

Er mußte wohl oder übel einsehen, daß es ein vergeblicher Kampf war, den er gegen den jungen Tomson führte. Jeder Tag kostete ihn 5000 Dollars. Und endlich — nach einer Woche — gewann er vor dem trostlosen Ergebnis des Kasierberichts die Ueberzeugung, daß ein ehrenvoller Frieden mit Jimmy immer noch besser wäre, als eine schmachvolle Bankrott, der langsam, aber unerbittlich nahte.

Und Jimmy war nicht einmal erstaunt, als er Hoppelcomb am nächsten Morgen in sein Bureau eintreten sah. Er wußte genau, wie es um ihn stand. Sie brauchten also nicht viele Worte zu machen und sagten sich alles mit einem einzigen verständnisvollen Blick.

„All right, Jimmy?“ fragte Hoppelcomb nur mit ausgestreckter Hand.

„All right, Schwiegervater“, erwiderte Jimmy vergnügt und schlug herzhafte ein.

So hatte er wieder ein gutes Geschäft gemacht mit nur zwei Tugen, aber vielsegenden Worten.

Am selben Abend aber wurde noch die Verlobung gefeiert. Dabei war Sissy hübscher als je, Jimmy strahlte und der alte Hoppelcomb rieb sich schmunzelnd die Hände, denn ihm war etwas eingefallen, was ihn als Geschäftsmann in jeder Weise rehabilitieren sollte.

Er zog Jimmy in einen Winkel und halte dort eine kurze Konferenz mit ihm. Und als Frucht dieser Besprechung betamen die New Yorker am folgenden Morgen nachstehende Notiz zu lesen:

Achtung!!

Wir haben unseren Lesern die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß die Affäre Tomson-Hoppelcomb nun doch zu einem gütlichen Abschluß gelangt ist. Mr. Tomson heiratet Witz Hoppelcomb und tritt als Teilhaber in das Geschäft seines Schwiegervaters ein. Wie wir außerdem erfahren, war die ganze „Sunavit“-Affäre nichts weiter als eine geschickt arrangierte und glänzend gelungene Spekulation der beiden eminenten Geschäftsleute, um die Wirkung der „Sunavit“-Reklame zu erhöhen. Sollte diese Nachricht den Tatsachen entsprechen, so kann man den Urheber des Tricks nur zu ihrer originellen Idee gratulieren, denn eine so unterhaltende Sensation hat New York seit langem nicht gehabt. Wir wünschen den Beteiligten, besonders dem jungen Brautpaar, alles Gute und glauben, uns für die genossene Unterhaltung nicht besser erntennlich zeigen zu können, als durch die Auforderung an unsere Leser: „Kauft „Sunavit“ in jeglicher Gestalt bei der Tomson-Hoppelcomb Whole Sale Company, New York!“

Das Wiedersehen.

Skizze von S. Wegs.

Sie waren damals, als sie heirateten, beide noch recht jung und unerfahren, sonst hätten sie das, was sie zueinander hingog, nicht für Liebe genommen. So aber zerstellte dies Gefühl gar bald am harten Felsen der alltäglichen kleinen Ehepflichten. Schließliche hatten sie sich nichts mehr zu sagen, und noch später — hatten sie sich. Hielten sich mit jenem zehrenden, immer wieder zurückgedrängten Angrimm, der sich nicht offen herausragt, da man ja in Grundbe genommen, kein Recht fühlte zum Hass. Auch nach der Geburt eines Jungen wurde es nicht besser, und als „er“ sich einmal so weit verag, „ih“ bei einer häuslichen Szene eine Dörselge zu geben, benutzte sie dies als willkommenen Vorwand, ihn mit dem Kinde zu verlassen.

Aber er mochte seinen Jungen nicht verlieren, mochte nicht der schuldige Teil sein. So tat er, als ob er Reue fühle, und verlangte ihre Rührung in sein Haus. Sie kam nicht, sondern bestand auf Scheidung. Da legte ein jahrelanger, grimmiger Kampf vor Gericht ein, denn jeder versuchte mit allen Mitteln, zum Siege zu kommen. Schließliche, als beide schon ganz gerührt waren, gewann die Frau, und somit wurde auch das Kind ihr zugesprochen.

Als ihm keine Inflation mehr offenstand, fragte er sich in das Unvermeidliche. Aber zur Ruhe ließ er sie nicht kommen. Stets fand er neue Gründe, das Kinde wegen ei-

nen Antrag bei Gericht zu stellen, Reue verfehte er sie in neue Schreden und Aufregungen. Das wurde erst besser, als er sich wieder verheiratete. Doch da seine zweite Ehe kinderlos blieb, gab er auch jetzt seine Rechte an den Sohn nicht auf, und suchte ihn, bei der Mutter wohnte, durch allerhand Mittel an sich zu fesseln.

Der den Jungen konnte, verstand seine Vatergefühle. Ein prächtiges Kind mit offenem Verstand und fröhlicher, kindlich-reiner Seele. In der Schule, bei Lehrern und Mitschülern gleich beliebt, kam er gut vorwärts, und machte auch sonst der Mutter, die sich ganz seiner Erziehung widmete, mehr Freude als böse Stunden. Nur daß er von vielen schweren Kinderkrankheiten heimgeschickt wurde, bereitete ihr Sorge und Kummer.

Auch sie hatte manchmal daran gedacht, sich wieder zu verheiraten, aber ein Etwas in ihrem Herzen riet ihr davon ab, solange der Junge klein war.

So wurde das Kind vierzehn Jahre alt, behütet von treuer, echter Mutterliebe, verwöhnt von seinen beiden Vätern. Mit der ihm eigenen geistlichen Geschmeidigkeit hatte er sich in das festliche Verhältnis — daß Vater und Mutter nicht beieinander wohnten — gefunden. Er liebte beide Eltern gleichmäßig, und verstand es doch, sie nicht aufeinander eifersüchtig zu machen —, mit seltsamem Takt alles vermeidend, was zu Konflikten führen konnte.

Auch seine Gesundheit hatte sich gebessert. Er war ein starker, stattlicher Bub mit seinen vierzehn Jahren, einer, der seinen Platz in der Welt zu behaupten versprach, trotz eines warmen Herzens und einer jarten, mitempfindenden Seele.

Da eines Tages brachten sie ihn aus der Turnstunde im Krankenwagen nach Hause. Er war bei einer schwierigen Kletterübung so unglücklich abgestürzt, daß schwere innere und äußere Verletzungen die Folge waren. Ganz gesund hätte er nie wieder werden können — aber was fragte ein Mutterherz danach? Er sollte nur leben, ihr Einziger, ihr Liebling, ihr Daseinszweck! Und so kämpfte sie Tag und Nacht um sein entsetzendes junges Leben.

Doch der Tod hatte Mitleid mit ihm, erlöste ihn sanft von unaussprechlichen Qualen, und ersparte ihm so ein Weiterleben als Krüppel. In der zweiten Nacht entloß seine zarte, reine Seele aus dem schönen, jugendfrischen Körper. Nur die einsam zurückbleibende Mutter vermochte nicht einzufassen, daß der Tod als Erlöser zu ihm gekommen war.

Die Teilnahme an dem tragischen Ende des Jungen war allgemein, denn man hatte ihn liebgehabt wegen seiner Offenheit und Frische. Es gab ein Leichenbegängnis, wie es selten einem so jungen Menschen zuteil wird. Nur die Mutter sah und hörte von alledem nichts. Die tröstlichen Worte des Pastors gingen nicht in ihr Herz ein, die warme Teilnahme, die Verwandte und Freunde ihr bezeugten, vermochte an ihrem Schmerz nichts zu ändern. Als man den Sarg in die Gruft herablassen wollte, drohte sie umzufinken.

Da trat einer neben sie, der gleich ihr Schmerz um sein geliebtes Kind, — und als sie ihn so unerwartet wieder sah, flüzte sie ihm mit dem lauten Ausruf: „Hans, unser Kind!“ in die Arme.

Wortlos hielt er die Weinende umschlungen, bis das Schwerste überstanden, der Sarg in die Erde gebettet war. Vergessen war in diesem Augenblick der wütende Haß, der sie einst getrennt, vergessen die Jahre des Kampfes, — die endliche Gleichgültigkeit. Hier standen sie wieder als die Eltern des Kindes und fühlten mit bang erschauernder Seele, daß sie etwas verloren hatten, was ihnen beiden gleichmäßig gehörte, und daß dies Kind unbenutzt ein Wand zwischen ihnen gewesen war, — ein Wand, das nur der Tod zu zerrissen vermochte.

Erstüßter wandten die Umstehenden sich ab, voller Verständnis für das, was menschlich und schön an dieser Szene war. Und niemand kam der Gedanke, das Ungewöhnliche daran in diesem Augenblick als etwas Angehöriges anzusehen.

Vorbereitung. Gläubiger: „Soll ich morgen, wenn ich an Ihrem Hause vorbeigehe, die Reue mitbringen?“

Schneider: „Wenn Sie gerade vorbeigehen, meinereigen, extra zu kommen, das lohnt sich aber nicht.“

— Dauschler. Am Schluß eines unheimlichen Vortragsfelds ist zu lesen (Nachtigung folgt.)

Der Abreißkalender.

Nachdem ich drei Tage von meiner alten Stiefeln gelebt hatte, lächelte mir endlich das Glück, der Herausgeber eines Abreißkalenders vertraute mich mit der ehrenvollen Aufgabe, für die Rückseite der einzelnen Blätter den üblichen Rückzettel zusammenzustellen. Mit Feuereifer kürzte ich mich in die Arbeit, die ich auch mit Hilfe eines alten Kochbuches glücklich fertig brachte, und trug nach einiger Zeit meine erste schriftstellerische Leistung stolz in das Bureau „meines“ Verlegers, der sie, da die Zeit drängte, sofort in die Druckerei sandte. Ich erhielt mein Honorar und ging, mich innerlich Goethe nahe fühlend, stolz meines Weges. Zwei Tage später wurde ich durch eine Karte „meines“ Verlegers eiligst in sein Bureau gerufen.

„Na, wieder ein Auftrag!“ dachte ich mir, und ging schnell hin. Beim Eintritt in sein Bureau saugte er mich mühsam an: „Wenig, was haben Sie denn nur gemacht?“ Erkaunt wünschte ich dies gleichfalls zu wissen, da deutete er auf einen Greis in den besten Jahren, der gebrochen in einer Ecke saß und sich fortwährend seine spärlichen Silberhaare öftrte, die er dann, zu Häufchen geordnet, vor sich auf den Tisch legte. „Da,“ sprach „mein“ Verleger, „sehen Sie sich den Mann an, den haben Sie auf dem Gewissen. Er ist der Vater meiner Druckerei und hat beim Sehen Ihrer maßlosen Rückzettel den Verstand beinahe eingebüßt!“ Ich wollte widersprechen, da hielt mir „mein“ Verleger einige meiner Rückzettel mit der geballten Faust unter die Nase: „Sie sollen selbst hören, was für einen Unfinn Sie da zusammengeschmiert“ — er sagte wortlich geschmiert — „haben!“

Der Greis in der Ecke schüttelte sich erschauernd und warf einen stehenden Blick auf den Erzürnten, der aber zu lesen begann: „Montag, 14. Dezember: „Dide Mils, Junge Krebbe mit Schoten.“ Oder hier: „Freitag, 16. Juni: „Erbensuppe. Grüne Herben mit Kartoffelpfeffer.“ Und so geht der Witz hin weiter! Im November sehen Sie Spargel und Gurkensalat, im August Sauerholz und Erbsen auf den Rückzetteln! Im Juli haben Sie genau sechzehn Mal rote Kartoffellösche aufgeschrieben. Warum?“ schnob er mich an, verächtlich flammte ich: „Ich esse sie sehr gerne!“ Auf „meinen“ Verleger schien das aber keinen Eindruck zu machen. „Blamiert haben Sie mich mit Ihren Rückzetteln, Sie werfen Speisen und Jahreszeiten durcheinander, daß es einen Hund jammern könnte. Geld und Zeit ist weggeworfen. Sie Stümper Sie, Sie futuristischer Heuchler!“ Als der Herausgeber keinen Atem mehr hatte, fiel der Greis aus der Ecke, der sich mittlerweile die letzten Haare ausgerupft, hatte, über mich her. „Als ich die Rückzettel durchlas“, begann er vorwurfsvoll, „glaubte ich erst, mich zu verlesen. Ich fühlte förmlich, wie mein Verstand zu wackeln anfing, aber ich beherrschte mich, bis ich zu dem Rückzettel für den 24. Dezember kam: „Milch mit Erdbeeren. Gurkensalat mit Schlaghahn.“ Da brach mein Verstand zusammen und ich begann zu toben. Meinen Sohn habe ich in dem Paroxysmus verflucht und meine Tochter aus dem Hause gejagt! Meine Frau hat sich heute morgen auf den Traubenschlag geflüchtet, ich will jetzt nun heimgehen und sie herunter holen, falls sie nicht schon zerstückelt auf der Straße liegt. Was meine Schwiegermutter betrifft, die hat mir noch weniger klugen Rat gegeben, so hoffe ich, daß mittelidiotische Leute das verhindern haben, sonst müßte ich sie mit meinem Dinkel zusammen begraben, der auf den Boden liegt, um sich dort aufzuhängen. Ich will doch gleich nachsehen, ob ihn jemand abgehängt hat.“ Mit großem Wogen ging er um mich herum und wandte sich an der Tür nochmals zu mir: „Sie haben eine glückliche Familie auf dem Gewissen. Wenn die Feuerweh der Brand gelöscht hat, den ich von meinen zertrümmerten Wöckeln anlegte, so komme ich wieder, um Sie dem Staatsanwalt zu übergeben!“ Er verschwand und ich hörte, durch eine unübersehbare Nacht aus dem Bureau gedrängt. „Mein“ Verleger will mein Bild ins Verdrerbucham bringen, meine Wirtin hat mich an die Luft gesetzt. Mit meiner Schriftstellerlaufbahn war es Ahn.

— Aneiferung. Schumann (zur Frau): „Selbst ich dich trennen gelernt habe, Liebe, finde ich wieder Freude an Leben und an meinem Beruf.“ Denke Dir, in diesem Monat habe ich schon ein Strohmeß verdrast, als im gleichen Monat des Vorjahres!